



TORSTEN
"DER FEEDBÄCKER"
KUSCHINZKI

REBEN DES
VERLANGENS

"Reben des Verlangens"

Ein Roman von Torsten "Der Feed-Bäcker"-Kuschinzki

Prolog

In sanften Hügeln, goldnes Licht,
Wo Trauben reifen, sanft und dicht,
Erbblüht ein Wunsch, so tief, so fern,
Vergraben in des Winzers Kern.

Die Reben ranken, stark und frei,
Doch Herzen brechen stumm dabei.
Ein Erbe, das im Wein verglöhnt,
Und Liebe, die im Schatten blüht.

Verlangen zieht wie Herbstwind sacht,
Durch Fässer, die voll Traubenpracht,
Und jede Zeile, die hier spricht,
Erzählt von Sehnsucht, Stolz und Pflicht.

So nimm die Worte, die hier stehen,
Lass dich in ihre Welten wehen,
Denn wo der Wein die Zunge küsst,
Ein Herz in Flammen niederfrisst.

Kapitel 1 - Frühstück im Weingut Sellingen-Edelfelsen

Es war ein Morgen, wie er prachtvoller kaum hätte beginnen können, doch hinter der opulenten Fassade des Weinguts „Selling-Edelfelsen an der Osel“ zeichneten sich bereits die ersten feinen Risse ab. Die trügerisch milde Herbstsonne goss ihr goldenes Licht über den Speisesaal und ließ die schweren, von Hand geschnitzten Eichenmöbel in einer sanften Wärme erstrahlen. Diese Möbel, die so viele Generationen überdauert hatten, erzählten stumme Geschichten von Festen, Triumphen und Verlusten, die sich in diesen Mauern abgespielt hatten. An den Wänden hingen imposante Gemälde von weitläufigen Weinbergen, deren Farben so lebendig waren, dass man fast die frische Luft der Reben und das saftige Grün der Blätter spüren konnte. Die Renaissance hatte ihre Spuren hinterlassen, und jedes Kunstwerk schien die stolze Geschichte der Familie zu zelebrieren.

Besonders stach das prunkvolle Porträt von Bernfried Hubert von Strolz-Selling heraus, das über der langen Tafel hing. In edlem Tuch gekleidet, die Brust geschwellt, der Blick entschlossen auf die Weinberge gerichtet, präsentierte es ihn in seiner vollen Pracht. Der Patriarch in all seiner Macht, ein Mann, der seinen Wein und seine Familie über alles stellte. Doch heute lag ein Hauch von Zorn auf diesem Gesicht, das sonst so oft vor Stolz erstrahlte. Etwas in der Luft hatte sich verändert, als ob die Wände des Raumes das kommende Unheil bereits gespürt hätten.

Auf dem massiven Tisch lag feinstes Porzellan, verziert mit Darstellungen römischer Bacchanalien. Es war, als wären die Götter des Weines selbst anwesend, um das morgendliche Ritual zu ehren. Der Duft von frischem Brot, köstlichen Marmeladen und dampfendem Kaffee durchdrang den Raum, und die Gläser mit Honig funkelten im Licht, als würde der Herbst selbst auf dem Tisch ausgebreitet sein. Doch trotz der überbordenden Fülle hing eine unsichtbare Bedrohung in der Luft – als würde die Pracht nicht mehr den Glanz vergangener Zeiten ausstrahlen, sondern die Vorboten eines drohenden Zusammenbruchs verbergen.

Bernfried, der Patriarch, saß am Kopf der Tafel wie ein Kaiser, dessen Reich kurz vor dem Zerfall stand. Ein massiger Mann mit einem imposanten Schnurrbart, der ihm das Aussehen eines Generals verlieh. Seine Augen blitzten mit einem Stolz, der bis in die Wurzeln seiner Ahnen reichte, doch heute mischte sich etwas anderes in diesen Blick – eine stille Wut, die wie ein unterdrücktes Gewitter in ihm brodelte. Er ruhte auf seinem Stuhl, die Hände fest auf der Tischplatte, als wäre er bereit, den Sturm losbrechen zu lassen.

„Wie kann es sein, dass die diesjährige Lese so kläglich ausfällt?“ Seine Stimme dröhnte durch den Raum wie ein herannahender Donner. Die köstlich gefüllten Marmeladentöpfchen auf dem Tisch erzitterten fast unter der Wucht seiner Worte. Sein Blick fiel wie ein Fallbeil auf seinen ältesten Sohn Emmerich, der an seinem Platz saß, verloren in einer anderen Welt. Emmerich zerbröselte

mechanisch ein Stück Gebäck zwischen seinen Fingern, als sei es eine symbolische Opfergabe für das Gewicht der Verantwortung, das auf ihm lastete.

Die schweren Vorhänge, die die hohen Fenster des Raumes umrahmten, raschelten leise, als der Wind von draußen sanft an den Glasscheiben rüttelte. Es war, als wolle die Natur selbst die Spannungen im Raum widerspiegeln. Bernfried spürte den aufkeimenden Zorn in sich hochsteigen, einen Zorn, der sich über Jahre aufgestaut hatte – wie der Rebensaft, der in den Fässern des Weinkellers langsam zu Wein reifte. Doch anders als der edle Tropfen, den die Familie so schätzte, war dieser Zorn roh und ungezähmt.

„Emmerich!“, donnerte Bernfried erneut. Seine Stimme hallte durch den Raum, als wolle er den Traum, in dem sein Sohn gefangen war, mit bloßen Worten zerschmettern. „Deine Dichtung interessiert keinen Hund in Unter-Schnulbach, und sie wird auch keine Weintrauben zum Reifen bringen!“ Seine Worte waren messerscharf, wie eine Rebschere, die alte, nutzlose Triebe abschneidet. „Schaufel und Hacke, Junge, das sind deine Götter, nicht dieser literarische Unfug!“

Emmerich, blass und schmal, wirkte im Vergleich zu seinem Vater fast wie eine verwelkte Rebe, die keinen Platz in der Welt der robusten, widerstandsfähigen Stämme hatte, die der Weinberg verlangte. Seine Augen, die mehr in den Welten der Träume und Ideen lebten als in der harten Realität des Weinguts, flackerten im sanften Sonnenlicht. Ein Seufzen entwich seinen Lippen – theatralisch und melancholisch, wie es nur einem Dichter zustehen konnte, der die Last der Welt auf seinen Schultern spürte.

Mit schmalen, leicht zitternden Fingern strich er eine unsichtbare Staubspur vom Tisch – eine unbewusste Geste, die von seiner tiefen Zerrissenheit zeugte. In ihm tobte ein stiller Kampf, den sein Vater nicht verstand und vielleicht nie verstehen würde.

„Vielleicht, Vater,“ begann er mit der leisen Melancholie eines leidenden Poeten, „ist es nicht der Mensch, der versagt, sondern der Wein selbst. Wer weiß, ob nicht die Götter des Weins uns strafen, weil wir den wahren Sinn des Lebens vergessen haben? Bacchus, Vater, Bacchus allein...“

Seine Stimme klang wie die Zeilen eines alten Gedichts, kunstvoll und voller unausgesprochener Sehnsucht nach etwas Höherem, nach einer Wahrheit, die sich jenseits der harten Reben und der schweren Erde verbarg. Doch für Bernfried, dessen Leben aus der greifbaren Realität des Weinbaus bestand, waren solche Worte nichts weiter als der Nebel eines schwachen Geistes, der sich in Träumen verlor, statt sich der harten Arbeit zu widmen.

„Götter? Bacchus?“ Bernfrieds Zorn war nun greifbar, seine Miene verfinstert, als hätte sein Sohn die größte Blasphemie ausgesprochen. „Was weißt du schon von Göttern, Junge? Die einzigen Götter, die hier zählen, sind Schaufel und Hacke!“ Seine Stimme hallte im Raum nach, als wolle er jede weitere Diskussion im Keim ersticken. „Mit deinen Worten füllst du keine Fässer, du verschwendest nur unsere Zeit!“

Neben ihm saß Gertraude Marie Schulz-Oberbart von Strolz-Sellingen, eine Frau von stiller, fast unsichtbarer Macht. Ihr Blick, ruhig und wachsam, ruhte auf ihrem Mann, als versuche sie, den tobenden Sturm in ihm mit einem sanften Hauch zu besänftigen. Sie war die stille Stimme der Vernunft, der subtile Ausgleich in einem Haus, das von Bernfrieds Wut und Stolz dominiert wurde. Ihre sanfte Stimme erhob sich schließlich, leise, aber mit der Gewissheit, den richtigen Moment gewählt zu haben. „Bernfried,“ sagte sie, ihre Worte wie ein leises Rinnsal inmitten eines tosenden Flusses, „vielleicht sind es die Wetterbedingungen, die die Lese erschwert haben. Der Junge kann nichts dafür.“ Sie sah ihn fest an, ihre Augen spiegelten eine tiefere Weisheit wider, die sich in den vielen Jahren an der Seite ihres Mannes entwickelt hatte.

Doch Bernfried schüttelte nur verächtlich den Kopf. „Wetterbedingungen! Nichts als Ausreden! Schaufel und Hacke, das ist es, was zählt!“ Seine Stimme war hart und unerbittlich, wie die Erde selbst, die nur denen nachgab, die bereit waren, mit unermüdlicher Mühe an ihr zu arbeiten. Mit einem heftigen Griff umfasste er seine Tasse, die unter dem Druck seiner Hände fast zu zerbrechen schien. Seine Hände, die gewohnt waren, harte Werkzeuge zu führen, wirkten unnatürlich in ihrer verzweifelten Versuche, den filigranen Gegenstand zu beherrschen.

In der Stille, die auf den Ausbruch folgte, erhob sich Emmerich schließlich leise vom Tisch. Seine Bewegungen waren zögerlich, doch in seiner Haltung lag eine Art poetischer Resignation. Ohne ein weiteres Wort wandte er sich ab und schritt aus dem Raum, seine Gedanken bereits weit entfernt von den mühevollen Anforderungen des Weinguts. Er war in eine Welt der Ideen und Träume geflüchtet, wo Wein nicht mehr als ein Symbol war – eine Metapher, die in seinen Gedichten mehr Bedeutung trug als in den Fässern, die im Keller auf das Reifen warteten.

Der Wind draußen, der über die sanften Hügel und durch die dichten Reihen der Weinreben pfiff, schien das Unausgesprochene zu tragen – all die Worte, die in der Stille des Hauses unausgesprochen geblieben waren.

Kapitel 2 - Geheimes Treffen am Ufer

Am glitzernden Ufer der Osel, wo der Fluss träge und majestätisch seinen Weg durch die weichen, goldenen Hügel bahnte, saß Henriette „Henny“ Luise von Strolz-Sellingen. Die sanften Wellen glitzerten im schwachen Licht des Nachmittags wie flüssiges Silber. Der Wind streifte zärtlich durch die hohen Weiden, die das Ufer säumten, und spielte mit ihren blonden Locken, die lose über ihre Schultern fielen, als sei dies eine Inszenierung für ein antikes Drama. Um sie herum schien die Natur den Atem anzuhalten, als ob selbst die Weiden, die über dem Fluss wippten, ein tiefes Geheimnis wahrten, das gleich enthüllt würde.

Die Osel, dieser ewige Fluss, der die Landschaft durchzog wie eine Schlange aus reinem, funkelndem Glas, war ein stiller Zeuge. So viele Geschichten hatten sich an ihren Ufern entfaltet, und doch hatte sie stets geschwiegen. Ihre Wellen zogen ruhig weiter, als hätten sie unzählige verbotene Treffen beobachtet, ohne je ein Wort zu verraten. Henriette spürte die Schwere dieses Augenblicks in der Stille des Wassers widerhallen, als ob die Strömung ihre eigene innere Unruhe widerspiegelte.

Henriettes Augen, die sich in die Ferne verloren, suchten nicht den Glanz des Wassers, sondern eine Gestalt, die ihr Herz stets in fieberhafte Aufregung versetzte. Ihr war bewusst, dass dieses Treffen ein Fehler war, eine sündhafte Entscheidung, die sich wie ein schwerer Schleier um sie legte. Doch das Verlangen, das sie zu ihm zog, war stärker als jedes moralische Bedenken. Ihr Herz pochte unruhig, als würde es den Rhythmus des Flusses nachahmen, während ihre Gedanken zwischen Schuld und Sehnsucht schwankten.

In der Ferne zeichnete sich schließlich eine Silhouette ab. Leopold Ludwig von Blubbendorf, der Mann, dessen bloße Anwesenheit ihren Atem stocken ließ, näherte sich mit jener geschmeidigen Eleganz, die einem Raubtier eigen ist, das seine Beute fixiert hat. Jeder seiner Schritte schien sorgfältig berechnet, als ob er wusste, dass allein seine Präsenz bereits Besitz von ihr ergriff. Seine Augen, dunkel und durchdringend, ruhten bereits auf Henriette, als er sich näherte, und sie fühlte sich, als hätte er sie längst in Gedanken erobert, bevor er auch nur ein Wort gesprochen hatte.

„Henriette, meine Liebste,“ flüsterte er, als er nahe genug war. Seine Stimme, eine Mischung aus Honig und Verführung, strich wie Samt über ihre Nerven. „Die Sonne scheint heller, wenn du hier bist.“ Er trat näher an sie heran, und seine Hand strich sanft über ihr Haar, eine Geste, die sie sowohl beruhigen als auch in ihren Bann ziehen sollte.

Henriette spürte, wie eine heiße Röte über ihre Wangen kroch, doch es war keine Unschuld, die sie erröten ließ. Es war die tiefe, innere Zerrissenheit, die sie zwischen Pflicht und Verlangen hin- und herwarf. „Leopold...“ stammelte sie leise, ihre Augen noch immer auf den Fluss gerichtet, als würde

sie dort eine Antwort finden, die ihre Unsicherheit beruhigen könnte. „Ich... ich weiß nicht, ob das richtig ist. Mein Vater würde uns niemals verzeihen, wenn er von uns wüsste...“

Die Worte kamen stockend, als ob sie mit jedem Atemzug an Kraft verloren. Leopold wusste jedoch genau, welche Fäden er ziehen musste, um Henriette in seiner Welt zu halten. Er lächelte sanft, doch hinter diesem Lächeln lag eine Kälte, die sie nicht spüren konnte.

„Dein Vater,“ sagte er sanft, „ist ein alter Tyrann. Er versteht nicht, was für eine Zukunft wir gemeinsam haben könnten. Die Weingüter von Blubbendorf und Strolz-Sellingen – vereint, wären wir unschlagbar.“ Seine Worte waren glatt wie der Fluss, der gemächlich neben ihnen floss, und doch lagen darin versteckte Strömungen, die Henriette nicht zu durchschauen vermochte.

Sie blickte auf die glitzernden Wellen der Osel, als ob sie in deren tiefen Strömungen die Antworten auf ihre inneren Zweifel finden könnte. Der Fluss, still und unbeeindruckt, floss weiter, wie er es seit Jahrhunderten getan hatte, Zeuge vieler verbotener Treffen, die vor diesem stattgefunden hatten, und vieler, die noch folgen würden. „Aber... wenn er uns erwischt...“, flüsterte sie schließlich, ihre Stimme fast erstickt von der Angst vor der möglichen Katastrophe.

Leise lachte Leopold, ein leises, leicht spöttisches Lachen, das jedoch wie Musik in Henriettes Ohren klang. „Er wird uns nicht erwischen, meine Liebste. Vertrau mir. Wir sind das Herz der neuen Weinwelt, und niemand wird uns stoppen können.“ Seine Worte waren so verlockend, dass sie für einen Moment all ihre Zweifel zu zerstreuen schienen.

Obwohl Henriette tief in ihrem Inneren wusste, dass diese Versprechungen leer waren, wie die Fässer im Weinkeller, die auf die nächste Ernte warteten, ließ sie sich in seine Arme fallen. Sie glaubte, in ihm die Rettung zu finden, die ihr Vater ihr niemals bieten konnte – die Freiheit, die sie in ihrem geordneten Leben nie erfahren hatte. Doch insgeheim ahnte sie, dass dies vielleicht der Beginn eines unaufhaltsamen Untergangs war.

Kapitel 3 - Der Abend im Oberbart-Turm

Der ehrwürdige Oberbart-Turm, ein stummer Zeuge längst vergangener Tage, erhob sich wie ein finsternes Mahnmal über den sanften Hügeln der Osel. Die Mauern, vom Efeu überwuchert, wirkten, als hätte die Natur versucht, das alte Gemäuer zu verschlucken, aber nicht ganz vermocht, es zu bezwingen. Die einst stolze Festung der Familie Oberbart, die einst als uneinnehmbare Bastion über das Land geherrscht hatte, war jetzt kaum mehr als eine verlassene Zitadelle, deren Korridore von einem unheimlichen Schweigen erfüllt waren, das nur vom leisen Heulen des Windes durchbrochen wurde. Der Wind pfiß durch die Ritzen, ließ die alten Türen knarren und flüsterte Geschichten von Ruhm und Verfall in die Dunkelheit.

Der Mond, der durch zerbrochene Fenster auf die Szene herabschien, warf geisterhafte Schatten auf den kalten, von Moos bedeckten Steinboden. Diese Schatten, die in der schwachen Beleuchtung wie lebendige Gestalten wirkten, schienen sich zu bewegen, als ob sie die Geister längst verstorbener Ahnen heraufbeschwören wollten, die einst durch diese Hallen geschritten waren. Es war ein Ort, der die Vergangenheit atmete, während er die Gegenwart in einem Nebel aus Geheimnissen und Vergänglichkeit zu umfassen schien.

In dieser düsteren Kulisse, inmitten der kühlen und steinernen Einsamkeit, saßen Bernfried, Gertraude und der exzentrische Franz Karl von Unter-Schnulbach an der Blubber, ein entfernter Cousin und selbsternannter Historiker der Familie. Der Raum, in dem sie sich versammelt hatten, war erfüllt von der erdrückenden Schwere von Jahrhunderten. Staub bedeckte alles wie ein unsichtbarer Schleier der Zeit, und der Geruch von Moder und Verfall lag in der Luft, als hätte sich die Zeit selbst gegen diesen Ort verschworen.

Franz Karl, ein Mann von zerzaustem Haar, der seine Kleidung offenbar den Modetrends des letzten Jahrhunderts angepasst hatte, saß mit fiebrigem Eifer über einem großen Eichenholztisch gebeugt. Seine knotigen Finger, die von der Zeit gezeichnet waren, glitten über vergilbte Pergamente und krakelige Karten, als wären diese Dokumente der Schlüssel zu einem Geheimnis, das nur er allein zu entschlüsseln vermochte. Seine Begeisterung für die Familiengeschichte war so durchdringend, dass er beinahe wie ein Magier wirkte, der längst vergessene Zauber aus den Tiefen eines alten Grimoire vorlas.

„Seht nur hier!“ rief er mit fiebrigem Glanz in den Augen, als seine zittrigen Finger auf eine kaum leserliche Zeichnung wiesen, die eher wie eine primitive Landkarte wirkte. „Hier, genau an dieser Stelle, haben unsere edlen Vorfahren bereits zu Zeiten der Römer die ersten Reben gepflanzt! Die von Strolz-Sellingens haben schon in der Antike mit dem Weinbau begonnen!“ Seine Stimme zitterte vor Aufregung, als hätte er gerade das Geheimnis des Universums entschlüsselt.

Bernfried, der mit verschränkten Armen in seinem Stuhl saß, musterte die Zeichnung mit der gleichen Gleichgültigkeit, die er der Vergangenheit immer entgegenbrachte. Sein Gesicht, von der Mühsal des Lebens gezeichnet, spiegelte die Müdigkeit eines Mannes wider, der nichts für Geschichte übrig hatte, sondern nur für die harte, greifbare Realität des Weinguts und der jährlichen Ernte. „Römer hin oder her, Franzel,“ sagte er schließlich, die Worte schwer von tiefer Verachtung, „sie werden uns nicht die Weinernte des nächsten Jahres bescheren.“

Sein Blick war hart, beinahe unerbittlich. Für Bernfried zählten nur die Ergebnisse harter Arbeit, nicht die Legenden einer längst vergangenen Epoche. Es war die Mühe, die Hände in die Erde zu graben, die Reben zu pflegen und die Trauben zu ernten, die für ihn von Bedeutung war. Mythen und Geschichten hatten keinen Platz in seinem Weingut, das jeden Tag ums Überleben kämpfte.

Gertraude, die am anderen Ende des Tisches saß, verfolgte die hitzige Unterhaltung mit einem leisen Lächeln und einer Mischung aus Neugier und Melancholie. Ihre Augen, ruhig und sanft, wanderten von ihrem Mann zu Franz Karl, und für einen Moment schien sie in den Gedanken an vergangene Zeiten zu versinken. Sie hatte diese Geschichten schon so oft gehört, und doch fühlten sie sich jedes Mal anders an, als würden sie mit jedem Jahr, das verging, eine tiefere Bedeutung erlangen. Vielleicht war es ihre Verbindung zur Familie, vielleicht ihr Wunsch, das Erbe der von Strolz-Sellingens zu bewahren – nicht nur das Weingut, sondern auch ihre Geschichte.

„Vielleicht, Bernfried,“ begann sie leise, ihre Stimme fast wie ein Flüstern in der Stille des alten Raumes, „könnten wir die Traditionen unserer Vorfahren nutzen. Wenn die Menschen erfahren, dass unsere Weine auf römischen Ursprüngen basieren... vielleicht könnten wir daraus Kapital schlagen.“ Ihre Worte trugen den sanften, aber bestimmten Tonfall einer Frau, die gelernt hatte, mit kluger Zurückhaltung zu sprechen, um in einem Haus voller Männer gehört zu werden.

Bernfried wandte sich ihr zu, sein Gesicht ausdruckslos, doch seine Augen verrieten einen inneren Konflikt. Er kämpfte stets mit sich selbst, zwischen seiner starren Pragmatik und der Verlockung, die Vergangenheit in seine Zukunft zu integrieren. Der Gedanke, dass die Geschichte seiner Familie einen Einfluss auf das Überleben des Weinguts haben könnte, war verführerisch. Doch seine alte Sturheit ließ ihn nicht los. „Mythen und Legenden,“ brummte er schließlich. „Wir brauchen Trauben, keine römischen Helden.“

Frank Karl ließ sich von Bernfrieds rauer Ablehnung nicht im Geringsten beirren. Mit einem glühenden Feuer in den Augen hob er den Finger, als wollte er eine tiefgründige Lektion erteilen, und sagte mit unerschütterlicher Überzeugung: „Aber, lieber Bernfried, die Römer haben nicht umsonst ihre Weinberge an den Flanken der Osel angelegt. Sie wussten um das geheime Wissen der Erde, um die mystische Verbindung zwischen den Reben und dem Boden. Die römischen Reben könnten die Antwort auf die Probleme der Gegenwart sein!“

Er war sichtlich begeistert von seiner eigenen Vorstellung, als hätte er soeben die Antwort auf alle Fragen des Lebens gefunden. Sein Eifer kannte keine Grenzen, und seine Augen funkelten wie die eines Propheten, der das Mysterium der Welt erkannt hatte. Franz Karl lebte in einer Welt, die für die anderen kaum greifbar war, einer Welt, die von antiken Geheimnissen und verborgenen Wahrheiten durchdrungen war, die nur er verstehen konnte.

Doch Bernfried seufzte nur schwer, verdrehte die Augen und ließ seinen Blick zu Gertraude wandern, als suche er dort Bestätigung für seine Überzeugung, dass solche Fantasien keinen Platz in ihrem Leben hatten. Er war es gewohnt, die Kontrolle über das Weingut zu behalten, und diese Kontrolle drohte ihm in einem Strudel aus Mythen und Träumen zu entgleiten.

Gertraude lächelte nur nachsichtig und ließ die beiden Männer gewähren. Sie wusste, dass manche Kämpfe mit Bernfried besser nicht geführt wurden. In all den Jahren ihrer Ehe hatte sie gelernt, wann es klug war, nachzugeben, und wann es sinnvoller war, zu schweigen. Sie wusste, dass Bernfried ein Mann war, der Zeit brauchte, um seine Entscheidungen zu treffen, und sie hatte Geduld mit ihm. Vielleicht würde er eines Tages verstehen, dass nicht alles, was unsichtbar war, unwichtig sein musste.

Kapitel 4 - Konflikt zwischen Vater und Sohn

Der Wind, der durch die stillen Weinreben pff, klang wie ein zorniger Atemzug, als ob die Natur selbst den aufziehenden Sturm im Hause von Strolz-Sellingens vorausgeahnt hätte. Die Böen rissen an den Reben, peitschten die Blätter hin und her, während drinnen, im prächtigen Wohnzimmer des Weinguts, eine Stille herrschte, die so dicht war, dass sie die Luft zu ersticken schien. Das Feuer im Kamin zischte und spuckte Funken, als wäre es selbst ein Spiegel der hitzigen Spannungen, die den Raum erfüllten.

Das Wohnzimmer, ein Inbegriff von Tradition und Wohlstand, bot einen bizarren Kontrast zu dem inneren Aufruhr, der hier gleich stattfinden sollte. Die schweren Brokatvorhänge, tiefrot und golden verziert, verschlossen die hohen Fenster, als wollten sie das Drama, das sich hier abspielte, vor der Außenwelt verbergen. Die Ahnenporträts, die an den Wänden hingen, starrten mit strengen, anklagenden Blicken auf das Geschehen herab, als ob sie die Pflichtvergessenheit der jüngsten Generation mit stummer Verachtung verurteilten. Jedes Möbelstück, jede goldene Schnitzerei an den massiven Stühlen und Tischen, war ein Zeugnis des jahrhundertealten Erbes der von Strolz-Sellingens.

Emmerich, in eine Ecke des Raumes gedrängt, wirkte wie eine verlorene Gestalt inmitten dieser erdrückenden Pracht. Sein Blick war fest ins Feuer gerichtet, das wie ein wildes Tier in der Dunkelheit knurrte, seine Gedanken spiegelten sich in den unruhigen Flammen wider. In seinen schmalen, zitternden Händen hielt er ein zerknittertes Blatt Papier – das Gedicht, das die Wut seines Vaters entfacht hatte. Es waren seine Worte, seine Kunst, die einen tiefen Riss zwischen ihm und seinem Vater geschlagen hatten, einen Riss, der sich nun zu einem Abgrund auftat.

Am anderen Ende des Raumes stand Bernfried, das Gedicht in den Händen wie eine Waffe haltend, bereit, es als endgültigen Beweis der Torheit seines Sohnes zu benutzen. Sein Gesicht war verhärtet, die Augen funkelten mit dem Zorn eines Mannes, der nicht nur enttäuscht, sondern auch verletzt war. Bernfried, der Patriarch, der harte Arbeiter, wollte einen Erben, der die Tradition des Weinbaus fortführte – und was er bekommen hatte, war ein Träumer, ein Dichter, der es wagte, das Herzblut der Familie mit philosophischen Fantasien in Frage zu stellen.

„Wein, Wein, ach so fein, doch nur des Menschen schnöder Schein?“ Bernfried las die Zeilen laut vor, als würde er die absurden Worte eines Irren verlesen. Seine Stimme war von Spott durchtränkt, und seine Verachtung war in jedem Wort spürbar. „Das ist es also, was du den ganzen Tag tust? Diese lächerlichen Metaphern, diese... Fantasien? Glaubst du, mit diesen Worten füllst du unsere Fässer? Glaubst du, das ist der Weg der von Strolz-Sellingens?“

Emmerich, der versuchte, seine Gefühle hinter einer Maske der Ruhe zu verbergen, atmete tief ein, doch seine Brust hob sich kaum sichtbar. Er spürte das Gewicht der Worte seines Vaters, doch in ihm brodelte eine Bitterkeit, die sich nicht mehr unterdrücken ließ. „Es ist eine Metapher, Vater“, sagte er ruhig, doch seine Stimme bebte vor aufgestautem Schmerz und Wut. „Nicht alles in dieser Welt dreht sich um Wein. Es gibt... größere Dinge.“

Bernfried donnerte das zerknitterte Gedicht auf den Tisch, und der Knall ließ die funkelnden Kristallgläser auf dem Sideboard klirren. „In dieser Familie dreht sich alles um Wein, Emmerich!“ brüllte er, seine Stimme scharf wie ein Messer. „Der Weinbau hat uns zu dem gemacht, was wir sind! Ohne den Wein wären wir nichts!“

Die Worte seines Vaters hingen schwer in der Luft, als wäre die Zeit für einen Moment eingefroren. Emmerich hob den Blick, und seine Augen funkelten voller Zorn und Entschlossenheit. „Vielleicht“, sagte er leise, aber fest, „sind wir auch mit dem Wein nichts. Vielleicht füllt dein Wein die Fässer, aber er leert unsere Seelen.“

Diese Worte trafen Bernfried wie ein körperlicher Schlag. Seine Hände, die zu Fäusten geballt waren, zitterten leicht, und für einen kurzen Augenblick schien es, als würde der eiserne Wille des Patriarchen brechen. Doch stattdessen trat er mit schweren Schritten auf Emmerich zu, seine massive Gestalt wirkte wie eine schwarze Wolke, die sich bedrohlich über dem jungen Mann zusammenbraute.

„Wenn du diesen Unsinn weiterverfolgst, Emmerich,“ zischte Bernfried, seine Stimme nun ein bedrohliches Flüstern, das den Raum noch bedrohlicher machte, „dann hast du in diesem Haus keinen Platz mehr.“

Ein Knistern ging durch den Raum, das weder vom Feuer im Kamin noch vom Wind draußen kam. Es war das Geräusch einer unsichtbaren Grenze, die nun endgültig überschritten worden war. Der Raum, der sonst von Luxus und Erbe sprach, schien plötzlich zu schrumpfen, als wäre er zu klein geworden für die aufgestaute Wut und Enttäuschung, die die beiden Männer erfüllte.

Emmerich, dessen Gesicht sich zu einer starren Maske geformt hatte, seine Augen glühend vor Zorn und Schmerz, erhob sich langsam. Sein Körper war angespannt, doch seine Bewegungen blieben ruhig, beinahe majestätisch, als er zur Tür schritt. Ohne seinen Vater noch einmal anzusehen, sprach er leise, aber mit Worten, die wie scharfe Klingen schnitten: „Ich werde nicht bleiben, um zuzusehen, wie du alles zerstörst, Vater.“

Ohne ein weiteres Wort verließ Emmerich den Raum. Die schwere Tür fiel mit einem leisen Knall ins Schloss, und ein kurzer Windstoß drang durch den Spalt, brachte die letzten Funken im Kamin zum Aufflackern, bevor sie schließlich verloschen. Draußen tobte der Wind um das alte Gemäuer, als hätte er das Drama miterlebt und verabschiedete sich mit einem letzten heulenden Aufschrei.

Bernfried blieb allein zurück, starrte auf die leere Tür, durch die sein Sohn soeben gegangen war, als hätte der Wind ihn für immer mit sich fortgetragen. Der Raum, der soeben noch von lodernder Wut erfüllt war, lag nun in einem unheimlichen Schweigen. Bernfrieds schwerer Atem war das einzige Geräusch, das die Stille durchbrach. Für einen Moment schien die Zeit stehen geblieben zu sein, gefangen in einem Augenblick der endgültigen Trennung – und der Erkenntnis, dass die Fäden, die Vater und Sohn einst verbanden, endgültig zerschnitten worden waren.

Kapitel 5 - Die Affäre fliegt auf

Die tiefen, kühlen Gewölbe des Weinkellers von „Selling-Edelfelsen“ atmeten Geschichte, Geheimnisse und uralte Lasten. Jeder Stein schien die Erzählungen der Vorfahren zu tragen, die Tropfen von Feuchtigkeit, die von den Wänden auf den Boden fielen, waren wie stille Zeugen vergangener Zeiten. Die Luft war schwer und satt vom süßen Duft des Weins, der in den massiven, behutsam versiegelten Eichenfässern lagerte. In diesem Keller, der seit Jahrhunderten als Hüter des Familienerbes diente, hatte sich das Schicksal der Familie von Strolz-Selling immer wieder neu geformt. Jetzt lag ein düsteres Gefühl der Unausweichlichkeit über den Gewölben.

In einer abgelegenen Ecke, verborgen vor neugierigen Blicken, standen Henriette und Leopold. Das schwache Licht der wenigen Fackeln, die die düsteren Wände beleuchteten, warf zitternde Schatten auf ihre Gesichter. Die Feuchtigkeit des Kellers kroch durch die kalten Steine und schien die Schwüle ihrer Herzen noch zu verstärken. Sie waren nicht nur hier, um eine heimliche Leidenschaft zu leben, sondern auch, um ihre gemeinsame, von Geheimnissen durchtränkte Zukunft zu planen. Doch diesmal lag etwas Schweres in der Luft – etwas, das über ihre verbotene Liebe hinausging. Die dunklen Mauern des Kellers wirkten wie stille Richter, die auf den Moment warteten, um das Urteil zu verkünden.

Leopold, der immer selbstbewusst und überlegen auftrat, strich Henriette zärtlich über die Wange. Seine Augen glitzerten, aber hinter dem Lächeln, das seine Lippen umspielte, lag eine Kühle, die tiefere Pläne verriet. „Meine süße Traube,“ flüsterte er, und seine Stimme hatte die samtige Süße eines alten Weins, jedoch mit einer scharfen Note, die wie ein bitterer Nachgeschmack hängen blieb. „Bald gehört alles uns. Dein Vater wird nicht ewig die Kontrolle behalten. Wir werden seine Schwächen nutzen, und gemeinsam werden wir das größte Weingut an der Osel schaffen. Stell dir nur vor – unsere Namen, vereint im Wein, der für Generationen verehrt wird.“

Henriette lächelte, aber es war ein schwaches Lächeln, das kaum ihre tiefen Sorgen verbarg. Ihr Herz pochte heftig in ihrer Brust, während ihre Gedanken hin- und herschwankten, zerrissen zwischen der Liebe zu Leopold und der Angst vor dem Zorn ihres Vaters. „Leopold, ich hoffe, du hast recht“, sagte sie leise, ihre Stimme bebte leicht. „Aber wenn mein Vater von uns erfährt...“ Ihre Worte blieben in der Luft hängen, unterbrochen von einem Knarren, das wie ein leises, bedrohliches Echo durch den Keller hallte.

Das Knarren der schweren Holztür war wie der Vorbote eines Unheils, das nun unausweichlich seinen Weg in den Keller fand. Für einen Augenblick erstarrte Leopold, seine normalerweise sichere Miene zeigte eine flüchtige Spur von Unsicherheit. Bevor er reagieren konnte, stand die massive Gestalt von Bernfried Hubert von Strolz-Selling im Eingang zum Weinkeller. Der Patriarch füllte den schmalen

Durchgang wie ein aufziehendes Gewitter, seine Augen glommen im Licht der Fackeln, als wäre er selbst die Flamme, die die Dunkelheit durchbohrte.

„Was in aller Welt geht hier vor?!“ Bernfrieds Stimme donnerte durch die steinernen Gewölbe, wie ein uraltes, grollendes Unwetter, das keine Gnade kannte. Seine Augen, dunkel vor Zorn und Enttäuschung, ruhten zuerst auf Leopold, dann auf Henriette. Es war nicht nur der Schmerz eines Vaters, der verraten wurde, sondern der Zorn eines Mannes, der sein Lebenswerk bedroht sah – all die Opfer, die Mühen, die Visionen, alles drohte in den Händen eines Mannes zu enden, den er zutiefst verachtete.

Henriette war wie versteinert, ihre Augen weit aufgerissen vor Schreck. Ihre Finger gruben sich in die Kante eines Weinfasses, als könnten sie sich an der harten Oberfläche festhalten, um nicht in die Leere ihrer Angst zu stürzen. „Vater... bitte... es ist nicht das, was du denkst!“ Ihre Stimme war brüchig, fast erstickt vor Angst, doch sie wusste tief in ihrem Inneren, dass es keine Erklärung gab, die diese Situation retten konnte.

Leopold, der Manipulator, trat wie immer souverän vor. Seine Miene blieb ungerührt, fast überheblich. „Bernfried, wir sollten das vernünftig klären,“ begann er, seine Stimme glatt und beherrscht, als hätte er die Kontrolle über die Situation nie verloren. „Eine Fusion unserer Weingüter wäre das Beste für alle Beteiligten. Dein Erbe könnte unter meiner Führung aufblühen. Stell dir vor, was wir gemeinsam erreichen könnten.“

Seine Worte waren wie Öl, das auf die Flammen von Bernfrieds Wut gegossen wurde. Der Patriarch trat mit großen Schritten auf Leopold zu, seine Fäuste geballt, als könnten sie die Welt niederreißen. „Du wagst es, mir ins Gesicht zu lügen?!“ brüllte er, seine Stimme bebte vor unterdrückter Rage. „Du denkst, ich lasse zu, dass ein Blubbendorf mein Weingut übernimmt? Du bist nichts als ein Schurke, der meine Tochter benutzt, um an mein Vermögen zu kommen!“

Henriette, die vor Angst kaum noch atmen konnte, trat verzweifelt zwischen die beiden Männer. Ihre Hände zitterten, als sie sie gegen Leopold und Bernfried ausstreckte, um den unvermeidlichen Zusammenstoß zu verhindern. „Vater, bitte! Leopold und ich... wir lieben uns!“ Doch ihre Worte trafen auf taube Ohren. Bernfrieds Gesichtsausdruck verhärtete sich noch mehr, und der Schmerz in seinen Augen war tiefer als jeder Zorn.

„Liebe?“ Bernfried lachte kalt, ein bitterer, schneidender Laut, der durch die Stille des Kellers hallte. „Du weißt nichts von Liebe, Mädchen. Du bist nur ein Mittel zum Zweck für diesen Betrüger! Raus aus meinem Haus! Beide!“

Die Worte hallten lange nach. Die Spannung im Raum wuchs ins Unerträgliche, drückte schwer auf die Herzen aller Anwesenden. Henriette sank auf den kalten Steinboden des Kellers, ihre Tränen vermischten sich mit der Feuchtigkeit der uralten Mauern. Alles, woran sie geglaubt hatte, zerbrach in diesem Moment. Ihre Welt, ihre Träume, ihre Zukunft – alles war in Scherben.

Leopold, dessen eiserne Fassade jetzt erste Risse zeigte, wusste, dass er verloren hatte. Sein Plan, so sorgfältig durchdacht, war gescheitert. Er konnte den Zorn des Patriarchen nicht brechen. Langsam trat er zurück, den Blick noch einmal auf Henriette gerichtet. Doch es gab keine Worte mehr, die etwas ändern konnten.

„Raus!“ brüllte Bernfried, und diesmal gab es kein Zögern mehr. Leopold drehte sich um, seine Schritte hallten schwer durch den Keller, während die Tür hinter ihm ins Schloss fiel. Henriette blieb zurück, gebrochen, zerschmettert – ihre Tränen tropften lautlos auf den kalten Boden, und die Feuchtigkeit der Mauern um sie herum schien wie das Gefängnis, aus dem es kein Entkommen gab.

Kapitel 6 - Entscheidung im Weingut

Am Morgen nach der Enthüllung der Affäre lag das Herrenhaus von „Sellingen-Edelfelsen“ in einer bedrückenden Stille. Die sonst lebendige, stolze Atmosphäre war wie erstarrt, als hätte das Haus selbst die dramatischen Ereignisse der letzten Nacht in sich aufgenommen. Das goldene Herbstlicht, das durch die hohen Fenster fiel, konnte die Kälte nicht vertreiben, die sich wie ein bleiernes Gewicht über jeden Raum gelegt hatte. Es war, als wäre das Haus zu einem stummen Mahnmal geworden, das die vergangenen Generationen der Familie von Strolz-Sellingen in ständiger, wortloser Beobachtung hielt.

Bernfried Hubert von Strolz-Sellingen saß am Kopf des langen Esstisches, der so massiv und prächtig war, dass er wie ein Symbol der Macht der Familie wirkte. Seine Hände ruhten auf der polierten Holzfläche, doch seine Finger zuckten hin und wieder, als würden sie die unsichtbare Spannung in der Luft greifen wollen. Sein Blick war starr auf den Tisch gerichtet, als erwarte er, dass sich in den Maserungen des Holzes die Lösung für das unüberschaubare Chaos offenbare, das in seinem Leben Einzug gehalten hatte. Seine sonst so ruhige Entschlossenheit war einem kalten, inneren Sturm gewichen.

Links von ihm saß Gertraude, seine Frau, die ihre Hände im Schoß gefaltet hielt. Ihr Gesicht war von einer nach außen hin ruhigen Fassade geprägt, doch in ihren Augen lag eine tiefe Resignation. Sie hatte längst begriffen, dass das, was heute geschehen würde, unausweichlich war. Ihr Blick wanderte gelegentlich zu ihren Kindern: Emmerich, der still und in sich gekehrt wirkte, und Henriette, deren Augen unruhig zu dem Mann neben ihr huschten – Leopold Ludwig von Blubbendorf.

Leopold erhob sich langsam. Mit einer Selbstsicherheit, die durch den Vorfall der letzten Nacht nicht zu erschüttern schien, verschränkte er die Hände hinter dem Rücken und wandte sich an Bernfried. „Bernfried, ich verstehe, dass du wütend bist“, begann er in einem Ton, der fast versöhnlich klang, aber zugleich eine unterschwellige Arroganz nicht verbergen konnte. „Aber wir müssen über den Tellerrand hinausblicken. Unsere beiden Weingüter stehen vor schweren Zeiten. Eine Fusion wäre nicht nur sinnvoll, sondern notwendig. Gemeinsam wären wir nicht nur stark, wir könnten diese Region dominieren. Stell dir vor, was wir gemeinsam aufbauen könnten – das größte und mächtigste Weingut an der Osel, vereint durch unsere Familien.“

Für einen Moment blieb Bernfried still, ließ die Worte in der schweren Luft hängen. Dann hob er langsam den Kopf, seine Augen verengt und voller eisiger Entschlossenheit. „Fusion?“ wiederholte er, seine Stimme triefte vor Verachtung. „Du willst, dass ich mein Weingut mit deinem jämmerlichen Namen vermische?“ Seine Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln, das die Härte seiner Worte nur unterstrich. „Blubbendorf steht für nichts – nichts als Versagen, Gier und Verrat. Du

glaubst, ich sehe nicht, was du vorhast? Du hast meine Tochter benutzt, um an das Erbe meiner Familie zu kommen. Aber ich sage dir eins: Solange ich lebe, wirst du hier keinen Fuß mehr setzen.“

Die Worte fielen wie ein Schwert, das den Raum durchschnitt und alle Anwesenden erfasste. Henriette, die während des gesamten Gesprächs schweigend dagewesen war, spürte, wie sich ihr Herz in ihrer Brust zusammenzog. Es war, als hätte Bernfried mit einem Schlag die Illusion ihrer Liebe zu Leopold zerschlagen. Ihre Augen, die noch immer voller Angst und Unsicherheit waren, wandten sich langsam zu Leopold. In ihrer zitternden Stimme lag der schmerzvolle Zweifel, den sie nicht länger unterdrücken konnte. „Leopold, ist das wahr? Hast du mich nur benutzt?“

Ein Moment des quälenden Schweigens folgte, in dem die Spannung im Raum fast greifbar wurde. Leopold, der so lange die Fäden in der Hand gehalten hatte, stand plötzlich ohne Worte da. Sein Blick wich Henriettes flehenden Augen aus, und seine selbstsichere Fassade begann zu bröckeln. Es war, als hätten Bernfrieds Worte eine Mauer durchbrochen, hinter der sich nichts als Leere befand.

Mit einem erstickten Schluchzen brach Henriette zusammen. Die Erkenntnis, dass alles, was sie geglaubt hatte, nur auf Lügen beruhte, schnitt tief in ihr Herz. Sie riss sich von Leopold los, als wären seine Berührungen vergiftet. Tränen liefen unaufhaltsam über ihre Wangen, während sie ohne ein weiteres Wort aus dem Raum stürzte. Ihr Schluchzen hallte durch die Gänge des alten Hauses, begleitet von dem dumpfen Echo ihrer Schritte, als sie versuchte, der schmerzhaften Wahrheit zu entkommen.

Bernfried erhob sich langsam, doch die Ruhe seiner Bewegungen trug eine beängstigende Entschlossenheit in sich. Seine Faust krachte auf den Tisch, das dumpfe Geräusch durchbrach die erdrückende Stille und hallte wie ein endgültiges Urteil durch den Raum. „Es ist vorbei“, sagte er leise, aber mit einer Härte, die tief schnitt. „Verlass mein Haus und komm nie wieder.“

Leopold, dessen sorgsam gewebter Plan vollständig in sich zusammengebrochen war, konnte nichts anderes tun, als dem Befehl zu folgen. Sein Gesicht war blass, und sein Blick schien ins Nichts zu starren, als wäre er sich seiner eigenen Niederlage erst jetzt vollständig bewusst. Ohne ein weiteres Wort wandte er sich um und verließ den Raum. Sein Schritt, der einst von Arroganz und Selbstbewusstsein geprägt gewesen war, war nun schwer, als würde ihn die Last seiner gescheiterten Ambitionen niederdrücken. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss, und das einzige Geräusch, das noch blieb, war das entfernte Rauschen der Weinberge, die im goldenen Licht des Herbstes leuchteten und Leopold auf seinem Weg in die Dunkelheit seiner Niederlage begleiteten.

Kapitel 7 - Emmerich findet seinen Weg

Es war früh am Morgen, als die ersten zarten Strahlen der Herbstsonne durch die alten Bleiglasfenster des Weinguts fielen und die Welt in ein weiches, goldenes Licht tauchten. Der Nebel, der sich in der Nacht über die Weinberge gelegt hatte, begann sich langsam zu lichten, und die Herbstsonne, die durch die bunt schimmernden Scheiben brach, malte sanfte, bunte Muster auf den Boden des Arbeitszimmers. Es war der Moment, in dem die Nacht ihren Kampf gegen den Morgen verlor und die Dunkelheit sich in das Licht zurückzog. In dieser stillen Stunde saß Emmerich allein, umgeben von der Ruhe, die nur die ersten Morgenstunden bringen können.

Sein Arbeitszimmer war mehr als ein einfacher Raum. Es war eine Zuflucht – ein Refugium, in dem die Welt draußen verblasste und nur noch die Worte zählten, die er auf das Papier brachte. Die Wände waren bis zur Decke mit Bücherregalen bedeckt, und jedes Regal barg Schätze der Literatur und Philosophie. Bücher von Dichtern und Denkern, die ihm in den dunkelsten Stunden Trost und Klarheit gespendet hatten. Werke von Goethe, Rilke und Novalis, die für ihn wie Wegweiser durch die Nebel seines Lebens waren. In ihrer Weisheit hatte Gertraude ihm nie verboten, in diese Welten zu flüchten, sie hatte sogar den Raum geschaffen, in dem er das tun konnte. Dieser Raum, so anders als die restlichen Teile des Weinguts, war sein Heiligtum, ein Ort, an dem der Wein keine Rolle spielte.

Vor ihm lag das unfertige Manuskript, das nun endlich, nach Monaten der Arbeit, beendet war. Die Tintenflecken auf dem alten Holzschreibtisch waren Zeugen zahlloser durchwachter Nächte, in denen Emmerich Seite um Seite mit seinen Gedanken gefüllt hatte. Dieses Manuskript war mehr als nur eine Sammlung von Gedichten. Es war seine Art, sich selbst und die Geschichte seiner Familie zu verstehen. Während andere im Wein den Stolz der Familie von Stolz-Sellingen sahen, erkannte Emmerich darin nur das Symbol einer viel tiefer verwurzelten Geschichte – einer Geschichte von Menschen, von Liebe und Verlust, von Hoffnungen und zerbrochenen Träumen.

Sein Vater, Bernfried, sah im Wein die Krönung der Familientradition, das Werk eines Lebens, das die Erde, den Wein und das Vermächtnis vereinte. Doch Emmerich sah etwas anderes. Für ihn war der Wein nur ein Teil dieser Geschichte, nicht ihr Zentrum. Er wollte die Menschen dahinter verstehen – die stillen Kämpfe, die nie ausgesprochenen Tränen, die Ängste, die in den Augen der Ahnenporträts verborgen lagen. Seine Feder war das Werkzeug, um diese ungesagten Wahrheiten festzuhalten.

Mit einem tiefen Atemzug lehnte er sich zurück. Der Schlusspunkt war gesetzt. Das Manuskript lag vollständig vor ihm. Für einen Moment erfüllte ihn ein Gefühl von Frieden, als hätte er etwas beendet, das ihn lange Zeit begleitet hatte. Doch dieser Frieden war flüchtig, denn er wusste, dass sein Vater dieses Werk niemals verstehen würde. Bernfried würde es nur als ein weiteres Beispiel für

die sinnlose Beschäftigung seines Sohnes ansehen, bedeutungslos im Vergleich zu den Trauben, die in den Weinbergen reiften und den wahren Wert der Familie darstellten.

Ein sanftes Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Es war Gertraude, seine Mutter, die leise eintrat. Ihre Schritte waren kaum zu hören, doch ihre Anwesenheit erfüllte sofort den Raum. Sie hatte immer verstanden, was Emmerich bewegte. Sie wusste, dass er anders war als der Rest der Familie, und sie hatte das immer akzeptiert. Ohne Worte, mit einer stillen Weisheit, die nur Mütter besitzen, hatte sie ihn immer unterstützt, ihm den Raum gegeben, den er brauchte, um seinen eigenen Weg zu finden.

„Emmerich,“ flüsterte sie, ihre Stimme sanft wie der Wind, der über die Felder strich. „Du hast es geschafft.“ Ihr Blick fiel auf das Manuskript, das vor ihm lag, und ein Hauch von Stolz lag in ihren Augen.

Emmerich hob den Kopf und begegnete dem verständnisvollen Blick seiner Mutter. „Es ist fertig“, murmelte er, als könnte er selbst nicht glauben, dass er es tatsächlich beendet hatte. „Aber Vater wird es niemals verstehen. Für ihn bin ich nur...“

Er hielt inne, unfähig, die richtigen Worte zu finden. Wie konnte er ausdrücken, was er fühlte? Die Kluft zwischen ihm und seinem Vater war so tief, dass es ihm unmöglich erschien, sie in Worte zu fassen.

Gertraude trat näher, ihre Schritte leise auf dem alten Holzboden. Sie nahm das Manuskript in die Hände, blätterte vorsichtig durch die Seiten, als halte sie etwas Heiliges. „Vielleicht versteht er es nicht sofort“, sagte sie sanft. „Aber eines Tages wird er es erkennen. Du hast etwas geschaffen, das so viel tiefer geht als das Weingut. Du hast die Seele unserer Familie bewahrt.“

Emmerich senkte den Blick, ein bitteres Lächeln auf den Lippen. „Für Vater gibt es nur den Wein. Alles andere ist bedeutungslos.“

Gertraude legte ihm eine Hand auf die Schulter und sah ihm tief in die Augen. „Das stimmt nicht. Dein Vater liebt diese Familie mehr, als er zugeben will. Er weiß nur nicht, wie er es zeigen soll. Aber du – du hast einen anderen Weg gefunden, das Erbe unserer Familie zu ehren. Und das zählt. Ich bin stolz auf dich.“

Die Worte seiner Mutter trafen ihn tief. Es war nicht das erste Mal, dass sie ihm ihre Unterstützung zeigte, aber dieses Mal fühlte er den vollen Umfang ihrer Worte. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er sich gesehen, wirklich gesehen. Für einen kurzen Augenblick schien die Kluft zwischen ihm und der Welt kleiner zu werden.

„Er wird es nie verstehen“, murmelte Emmerich, aber in seiner Stimme lag weniger Bitterkeit als zuvor.

Gertraude lächelte sanft. „Vielleicht nicht jetzt. Aber irgendwann. Er ist stur, ja, aber tief in seinem Herzen weiß er, was wirklich zählt. Du hast ihn mehr beeindruckt, als du glaubst.“

Für einen Moment herrschte Stille zwischen ihnen, nur unterbrochen vom leisen Rauschen der Reben, die draußen im Wind raschelten. Es war ein Moment der Erkenntnis, dass Emmerich seinen Weg gefunden hatte – nicht den Weg seines Vaters, sondern seinen eigenen. Vielleicht würde sein Vater das eines Tages verstehen. Aber wenn nicht, dann war das auch in Ordnung. Emmerich hatte sich selbst gefunden, und das war mehr, als er je erwartet hatte.

Kapitel 8 - Ein versöhnliches Ende?

Der späte Nachmittag tauchte das Weingut „Sellingen-Edelfelsen“ in ein goldenes Licht, das die Hügel der Osel in sanfte, beruhigende Töne hüllte. Es war ein Bild des friedlichen Herbstes – eine Jahreszeit, die vom Abschied, aber auch vom Neuanfang sprach. Doch innerhalb der Mauern des Weinguts herrschte noch immer eine gespannte Stille, die wie ein schwerer Nebel durch die hohen Räume zog. Eine Stille, die nur darauf wartete, dass etwas in Bewegung geriet – vielleicht ein Sturm, vielleicht eine lang ersehnte Versöhnung.

In der großen Halle hatten sich die Mitglieder der Familie von Strolz-Sellingen versammelt. Der Esstisch, an dem so viele Feste und Diskussionen stattgefunden hatten, war nun der Schauplatz einer unausgesprochenen Konfrontation. Bernfried Hubert von Strolz-Sellingen saß am Kopf des Tisches, wie immer aufrecht und stolz, aber die starre Härte in seinen Zügen war einem nachdenklichen Ausdruck gewichen. Seine Hände, die sonst mit fester Überzeugung den Wein oder das Geschäft hielten, spielten unruhig mit einem silbernen Löffel, der auf dem Tisch lag. Ein Zeichen, dass etwas in ihm arbeitete.

Neben ihm saß Gertraude, ihre Hände ruhig auf dem Schoß gefaltet. Ihr Blick war aufmerksam und sanft, doch in ihren Augen lag eine leise Sorge. Sie beobachtete ihren Mann genau, während sie das Manuskript, das Emmerich geschrieben hatte, vor sich auf den Tisch legte. Es war der Moment der Wahrheit – der Moment, in dem sich entscheiden würde, ob die Familie einen Weg zur Heilung finden konnte. Emmerich saß schweigend, seine Hände im Schoß gefaltet, sein Blick gesenkt, als würde er die unausweichliche Konfrontation fürchten, die bevorstand.

„Bernfried,“ begann Gertraude schließlich mit leiser, aber bestimmter Stimme. „Emmerich hat etwas geschaffen, das unsere Geschichte festhält. Es ist nicht das, was du vielleicht erwartest, aber es ist dennoch unsere Familie, unsere Wurzeln. Du solltest es lesen.“

Bernfried zögerte. Seine Hand bewegte sich langsam auf das Manuskript zu, als ob er es fürchtete, als könnte es eine Wahrheit enthalten, die er nicht bereit war, zu akzeptieren. Seine Finger strichen über das Papier, bevor er es aufschlug. Zunächst blätterte er schnell durch die Seiten, als würde er es aus Pflicht tun. Doch bald verlangsamte sich sein Tempo. Seine Augen begannen, die Zeilen aufmerksam zu verfolgen. Je tiefer er las, desto mehr veränderte sich sein Ausdruck. Stirnfalten bildeten sich, und seine Hände, die das Manuskript hielten, zitterten leicht.

In Bernfrieds Kopf tobte ein stiller Kampf. Die Worte seines Sohnes, die in einer Sprache geschrieben waren, die ihm so fremd schien, berührten etwas in ihm. Zunächst verstand er sie nicht vollständig – die Metaphern, die poetischen Bilder. Aber je mehr er las, desto klarer wurde ihm, dass diese Worte

mehr waren als bloße Fantasiegebilde. Sie waren eine Erzählung über die Familie, ihre Stärken und Schwächen, ihre Erfolge und Niederlagen. Emmerich hatte die Geschichte der von Strolz-Sellingens in einem Licht dargestellt, das Bernfried nie gesehen hatte. Es war eine Reflexion, die ihn tief im Inneren traf.

Als Bernfried die letzte Seite erreicht hatte, legte er das Manuskript langsam auf den Tisch zurück. Eine lange, bedrückende Stille folgte, in der keiner wagte zu sprechen. Gertraude hielt den Atem an, und Emmerich wagte es kaum, seinen Vater anzusehen. Schließlich hob Bernfried den Blick, seine Augen ruhten auf seinem Sohn. Die Worte, die er aussprechen wollte, waren schwer, als würden sie in seiner Kehle steckenbleiben.

„Ich verstehe nichts von Poesie,“ begann Bernfried rau, seine Stimme klang ungewohnt unsicher. „Aber ich sehe, dass du... dass du dein Herz in dieses Werk gelegt hast.“ Er machte eine lange Pause, als ob er nach den richtigen Worten suchen müsste. „Vielleicht habe ich dich falsch eingeschätzt, Emmerich. Du bist kein Winzer, aber... du bist dennoch ein Teil dieser Familie.“

Emmerich hob überrascht den Kopf, und in seinen Augen spiegelte sich ein Hauch von Erleichterung. Die Worte seines Vaters, selbst wenn sie zögernd und mit Mühe gesprochen wurden, trafen ihn tief. Er hatte mit vielem gerechnet, aber nicht mit diesen Worten. Ein Gefühl von Wärme breitete sich in seiner Brust aus, als hätte sich die Kälte, die so lange zwischen ihnen stand, endlich gelöst.

Langsam stand Bernfried auf und ging um den Tisch herum. Jeder Schritt schien schwer, als kämpfte er gegen den Stolz, der ihn all die Jahre so starr gemacht hatte. Er blieb vor seinem Sohn stehen und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Vielleicht“, sagte er leise, „kannst du das Erbe der Familie auf deine eigene Weise bewahren.“

In diesem Moment fiel die Spannung, die wie ein unsichtbares Band zwischen Vater und Sohn gehangen hatte, in sich zusammen. Es war keine dramatische Versöhnung, keine großen Worte der Liebe oder Vergebung. Aber es war ein Anfang. Emmerich nickte langsam, seine Augen glänzten vor unterdrückten Emotionen.

Ein Gefühl von Frieden, das die Familie lange nicht gekannt hatte, breitete sich in der großen Halle aus. Die Anspannung, die wie ein Schatten über ihnen gehangen hatte, löste sich. Während die letzten Strahlen der Herbstsonne durch die hohen Fenster fielen, schien es, als könnte ein Neuanfang für die von Strolz-Sellingens möglich sein.

Draußen plätscherte die Osel leise, als trüge sie die Geschichten und Geheimnisse der Familie weiter in die Zukunft. Das Weingut, das so lange ein Ort des Konflikts gewesen war, lag nun still und friedlich im warmen Licht des späten Nachmittags. Die Familie saß zusammen – vielleicht nicht ganz geeint, aber auf einem Weg der Versöhnung, der lange Zeit und viele schmerzhaft Kämpfe gefordert hatte.

Prolog - Das letzte Glas im Weingut der verlorenen Träume

Es war ein Herbst, wie ihn die Familie von Strolz-Sellingen seit Jahrhunderten nicht mehr erlebt hatte – und das lag nicht nur an der mageren Weinlese. Der letzte Jahrgang schmeckte eher nach Essig als nach den erlesenen Tropfen, die einst die aristokratischen Gaumen des Osel-Tals verzückten. Doch was niemand ahnte: Der Wein war nur das geringste Problem.

Bernfried Hubert von Strolz-Sellingen, Patriarch des Hauses und stolzer Verwalter eines Erbes, das sich bis in die römischen Zeiten zurückverfolgen ließ, hatte ein dunkles Geheimnis. Es war kein edler, schillernder Skandal, sondern vielmehr ein schäbiger, nebliger Laster, den er hinter verschlossenen Türen auslebte: das Spielen. Nicht das feine Baccarat oder Bridge im Herrenclub, nein – er war ein eifriger Gast der finstersten Hinterzimmer-Spelunken, wo Münzen auf klapprige Tische krachten und Karten in Händen verschwanden, die schneller waren als der eigene Verstand. Im Laufe der letzten Monate hatte Bernfried nicht nur den Jahresertrag verspielt, sondern gleich das ganze Weingut. Das Vermögen der Familie war dahin, wie ein Glas Wein, das jemand umstößt und dessen Tropfen unaufhaltsam in den Spalten des alten Holzbodens verschwinden.

Als der Ruf des Bankrotts das Haus erreichte, reagierte seine Frau Gertraude nicht etwa mit Tränen oder Klagen. Nein, sie reagierte mit kühler Präzision. Denn Gertraude, die sonst in der Rolle der zurückhaltenden Matriarchin gefangen schien, hatte einen Plan. Bereits seit Monaten pflegte sie eine heimliche Affäre mit dem charmanten, aber äußerst skrupellosen Insolvenzverwalter Hugo von Tacken. Die beiden verschwanden eines Nachts, als der Mond über den verwelkten Weinreben stand, und hinterließen nichts als einen handgeschriebenen Zettel: „Mach’s gut, Bernfried. Es war nett. Grüße an die Trauben.“

Unterdessen war Emmerich, der trauernde Dichter und angehende Melancholiker der Familie, von den Ereignissen tief erschüttert – aber auf seine eigene, verquere Art. Die finanziellen Ruinen seines Elternhauses inspirierten ihn zu düsteren Versen und gequältem Gesang, der jedoch in den verstaubten Weinbergen keinen Widerhall fand. Also zog er nach Berlin, um dort Teil einer exzentrischen Künstlerkommune zu werden, die in einem alten verlassenen Kaufhaus hauste. Dort gründete er eine Emo-Band namens „Traubenschmerz“, deren erste und einzige Single „Das Leben ist ein bitterer Wein“ es auf beachtliche sieben Streams auf einer obskuren Plattform schaffte. Doch die künstlerische Erfüllung ließ auf sich warten, und so wurde Emmerich der Sänger einer Band, deren größter Erfolg darin bestand, dass niemand ihren Untergang bemerkte.

Seine Schwester Henriette hingegen erlebte eine weitaus bedeutsamere Erweckung. Die einst feinsinnige Tochter, die sich jahrelang in brokatbesetzten Salons herumtrieb, entdeckte plötzlich ihre wahre Leidenschaft: den Maschinenbau. Die Eleganz der Zahnräder, das leise Surren von Motoren – all das sprach zu ihr auf einer tieferen Ebene, als es jemals der Wein oder die Gesellschaft der

Landadligen hätte tun können. Sie verließ das Weingut, ließ die Weinflaschen und das zerbröckelnde Herrenhaus hinter sich, und trat eine beeindruckende Karriere bei ThyssenKrupp an. Schon bald führte sie als leitende Ingenieurin ein Team, das riesige Stahlkolosse in die Welt hinaussandte. Wer hätte gedacht, dass aus der Tochter eines Winzers eine Ingenieurslegende werden würde?

Das Weingut selbst? Nun, das Herrenhaus, einst Zentrum der Macht und des Stolzes der Familie, ging in die Hände des örtlichen Tourismusvereins über. Die prachtvollen Gemächer, die feierlichen Flure und der jahrhundertealte Weinkeller standen nun der Öffentlichkeit zur Verfügung. Täglich von Montag bis Sonntag, zwischen 09:00 und 16:00 Uhr, können Besucher durch die Flure wandeln und die staubigen Überreste einer einst stolzen Dynastie besichtigen. Gruppen bekommen natürlich Ermäßigung. Die alten Gemälde von Bernfried und seinen Vorfahren hängen noch immer an den Wänden, ihre starren Augen beobachten die Besucher, die mit Kaffeebechern und Kameras die einstigen Heiligtümer durchstreifen, als wären sie nichts weiter als museale Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit.

Und so liegt das Weingut Sellingen-Edelfelsen nun still im Tal der Osel, seine Weinreben in der kühlen Herbstsonne verblassend, während die Geschichten seiner einstigen Bewohner zu Legenden werden – oder zumindest zu Anekdoten, die sich die Touristen bei der Führung zuflüstern.